

Handschuhmacher Anderle

Zwischen den grellen Outlets am Ende der inneren Mariahilfer Straße übersieht man das schmucke, kleine Geschäft mit seiner gepflegten historischen Einrichtung leicht; es ist seit fünf Generationen fast unverändert. Der gründerzeitliche Verkaufsraum ist winzig, aber dahinter geht es unendlich tief in den Häuserblock, und mit jeder neuen geöffneten Tür wird es interessanter, die Requisiten eigenartiger. Hier fertigt man mit seltsamen Werkzeugen Bandagen nach Maß, und nach einer ewigen Zimmerflucht betrete ich die Werkstatt von Herrn Anderle Senior, dem letzten Handschuhmacher der Stadt. Er kommt nur noch selten ins Geschäft, Aufträge gibt es kaum mehr; drei Stunden benötigt er für ein Paar, die etwa 150 Euro dafür wären angemessen, aber können mit den heutigen Fertigprodukten nicht konkurrieren. Er macht allerdings immer noch Spezialanfertigungen: Die Invalidenversicherung zahlt ihren Kunden ein jährliches Handschuhpaar, und so ist seine Kartei ein Panoptikum der Missbildungen. Vor einigen Jahrzehnten betraf das Kriegsversehrte, heute erwirbt man mit einem falschen Griff in die Kreissäge das Anrecht auf Sonderanfertigung, seine Vorlagenblätter mit den nachgezeichneten Handumrissen sind prägnante Kurzfassungen persönlicher, blutiger Schicksale.

Dabei ist Herr Anderle bis heute begeistert von seiner Arbeit: immer wollte er jungen Leute das Handwerk nahebringen, gerne ermöglichte er Modestudenten, ihre phantasievollen Entwürfe in seiner Werkstatt zu verwirklichen oder organisierte Ausstellungen für die Akademie. Je länger er über die Lederqualitäten erzählt, je mehr vieltausendfach geübte Handgriffe er zeigt, umso deutlicher wird, was ihn – und alle guten Handwerker – ausmacht: neben dem über Jahrzehnte erworbenen Fachwissen ist es die Liebe zum Detail, zur Sorgfalt, zum Material. Und auch wenn er mit seinen 81 Jahren langsam genug hat vom Erwerbsleben, werden seine Augen ein wenig feucht, wenn er zögerlich erwähnt, dass seine Kinder kein Interesse an der Handschuhnäherei haben – und er damit der letzte Vertreter eines Jahrhunderte alten Wiener Gewerbes ist.

Neonglasbläser Schlenz

Ein alter Innenhof in Margareten. Durch eine dunkle Werkstatt taste ich mich in den ersten Stock, das flackernde Licht eines Gasbrenners empfängt mich – und Herr Schlenz, 70, eigentlich schon in Pension. Mit einer Kopfbewegung winkt er mich herein, während er durch einen Gummischlauch in ein Glasrohr bläst, das sich zwischen seinen Händen verbiegt wie ein Spaghetti. Tatsächlich kommt das Rohmaterial für Neonschriften ebenfalls aus Italien, wie auch die Kunst der Glasbläserei selbst. Früher war das Gewerbe nicht selten, medizinische Geräte, Epruvetten, Pipetten wurden ebenso mundgeblasen wie die allgegenwärtigen Neonschriften; erstere kommen heute von der Industrie, letztere gerieten aus der Mode. Herr Schlenz ist vielleicht der letzte Glasbläser der Stadt, der Neonbuchstaben anfertigt.

Als Jugendlicher kam er eher zufällig zu dieser Arbeit, wurde angelernt – und blieb sein Leben lang dabei. Die Arbeit ist nicht ganz ungefährlich: Die Flamme ist über 1000 Grad heiß, das Befüllen der Glasröhren mit Edelgas (von Neongas hat die Technik ihren Namen, es leuchtet rot, andere Farben entstehen durch Helium, Argon, Krypton oder Kohlendioxid), die Verwendung von Quecksilberdampf oder Starkstrom über 8000 Volt – all das verlangt große Sorgfalt und Übung, hat aber auch dazu geführt, dass heute meist Leuchtdioden für Beschriftungen verwendet werden. Trotzdem ist die Sehnsucht nach den bunten Schriftzügen nie



verschwunden: sie sind Inbegriff der Großstadttromantik, lassen Roadmovie-Szenen magisch erglühen und begleiten einsame Draufgänger durch die regennasse Nacht.

Rollbalkenschlosser Beran

Nahe der Kettenbrücke, in einem schmucken schönbrunnergelben Häuschen residiert Anton der IV – allerdings nicht als Schlossherr, sondern als Herr der Schlösser. In vierter Generation führt er den hundert Jahre alten, von Anton Beran dem I. gegründeten Betrieb, der sich auf die typischen Wiener Rollbalken spezialisiert hat: früher allgegenwärtig, heute eine Marktnische. „Alle paar Jahre wird noch eine neue Anlage gebaut, aber die Wartung des Bestandes ist unser Tagesgeschäft“. Es ist ein echter Familienbetrieb, zusammen mit seiner Schwester steht Herr Beran in der fast historischen Werkstatt, seine Frau macht das Büro, alle zusammen wohnen in dem kleinen Vorstadthaus, allseitig eingeklemmt von repräsentativen Gründerzeitbauten. Manche der Maschinen sind noch älter als der Betrieb, so hat der Urgroßvater die Presse, die in das glatte Voest-Blech kleine Wellen onduliert, gebraucht erworben und aus England importiert. Auch andere Maschinen überraschen, wie die Stanze, mit der Beilagscheiben händisch hergestellt werden, immer 5 gleichzeitig, erst die Löcher, dann der Außenrand.

2006 hat Herr Beran die Schlosserei übernommen, als Anton der III. in Pension ging. Als letzter Rollbalkenschlosser der Stadt schaut er durchaus optimistisch in die Zukunft, das Geschäft läuft zufriedenstellend, und auch der nächste Generationenwechsel ist durchaus wahrscheinlich – der Sohn besucht die HTL für Mechatronik, und auch diesmal wird man die Geschäftsschilder nicht wechseln müssen: „bei der Auswahl des Namens haben wir nicht wirklich lang nachdenken müssen...“. Wenn nicht alle Stricke reißen, wird also auch Anton der V. den Betrieb weiterführen, der alle anderen überlebt hat: wie Trophäen sind die bei Reparaturen übriggebliebenen dekorativen Schlossabdeckungen der Konkurrenten an den Werkstattschrank genagelt, ein kleiner „Stock im Eisen“ im Hinterhof der Stiegegasse.

Radservice Rih

Es begann mit Karl May - Der Großvater, ein großer Freund dessen Geschichten, benannte das frisch gegründete Fahrradgeschäft in den 1930er Jahren nach dem Hengst von Kara Ben Nemsi. Der Rappe "Rih", auf deutsch "Wind", ritt nach dem Krieg vom Gründungshaus im 7. Bezirk in die Praterstraße, wo nach dem Abzug der russischen Besatzungstruppen ein großes USIA-Geschäft verfügbar wurde. Der Bruder war glücklicherweise Tischler, und so entstand die solide Einrichtung, die bis heute beste Dienste leistet. Das Geschäft wirkt klar und großzügig, die weitläufigen Nebenräume und Werkstätten sind aber noch überraschender - die kombinierten Fahrrad- und Mopedgeschäfte waren die Autohäuser der Wiederaufbauzeit, und bei den geringen Mieten spielten die Quadratmeter keine Rolle. Die Raumhöhe machte sogar ein Zwischengeschöß für den Verkauf von Fahrradbekleidung möglich. Wirklich beeindruckend ist die klassische Werkstatt: Bis in die 1980er Jahre wurden hier komplette Fahrräder gebaut, vom Rahmen bis zur Speiche; sowohl alle Maschinen als auch das Fachwissen sind bis heute vorhanden. Leider wird sich dieses Fenster in die Vergangenheit bald schließen; obwohl Herrn Hamedl keinesfalls pensionsreif wirkt, möchte er in wenigen Jahren aufhören. Nachfolger gibt es keinen, jede Neuübernahme geht mit einer enormen Mieterhöhung einher, die für ein Fahrradgeschäft kaum zu stemmen wäre.



Schildermaler Samuel

„man kommt ins Innere durch Straßen, randvoll mit Ladenschildern, die aus den Mauern herausragen. Nicht Dinge sieht das Auge, sondern Figuren von Dingen, die andere Dinge bedeuten...“ Italo Calvino beschreibt in seinen „Unsichtbaren Städten“, was sich unter den Fingern von vier Generationen Schildermalern manifestierte.

Der Urgroßvater, aus Königgrätz gebürtig, schaffte mit seinem Talent den Sprung in die Haupt- und Residenzstadt, er gründete 1882 die Schildermalerie - es war einer von hunderten Betrieben, die Stadt war damals voll von Werbeschilddern. Lesen konnte nicht jeder, so standen Zeichen für die Waren und Gewerke, und Männer wie Herr Samuel schufen diese Alltagskunstwerke.

Die Nähe zum Naschmarkt bestimmte den Kundenkreis, die Standler ließen ihre Tafeln ebenso von den Samuels malen wie die zahlreichen Handwerker, die damals die Schleifmühlgasse prägten.

Auch die Brüder waren im Kunstgewerbe erfolgreich, Carl Samuel beispielsweise als Kirchenmaler und Restaurateur - "bis der in der Peterskirche oben in der Kuppel war, war er schon wieder müde", lacht Josef Samuel, der nach vier Generationen das Handwerk bis 2003 als letzter Schildermaler Wiens ausgeübt hat - mit Leidenschaft. Trotzdem schaut er ohne Wehmut zurück: "Es ist sich mit der sinkenden Auftragslage grad gut ausgegangen, in Pension zu gehen - und mir wird nicht fad": Samuel liebt die Fotografie, schon früher hat er nebenbei mit seiner Hasselblad Bildstrecken für die Presse fotografiert. "Im Beruf ist es halt immer weniger geworden - und eine Ramschbude, die nach zwei Jahren eh schon wieder pleite geht, braucht keine Schilder für die Ewigkeit!"

Wie viele andere alte Handwerker beklagt Herr Samuel, dass Qualität nicht mehr gefragt ist, dazu kommt, dass das Material kaum noch erhältlich ist: die teils giftigen, aber lichtechten Farben oder die Spezialpinsel, "und sogar für ein Holztaferl muss ich heute nach Liesing ins Industriezentrum fahren, früher bin ich ums Eck zum Tischler!" Das ist inzwischen ein generelles Problem: Das Kleingewerbe, das vor einigen Jahrzehnten die Straßen geprägt hat, ist an den Stadtrand gezogen, das verursacht Kosten und Verkehr. "Früher hat mein Vater beim Schneider gegenüber sein Sakko gekauft, der hat beim Schuster seine Schuh' machen lassen, und um den Gewinn haben beide ihre Geschäftsschilder bei uns malen lassen".

Inzwischen hat er seine ehemalige Werkstatt zum Museum gemacht, aus aller Welt kommen Besucher, auch auf den Kunstunis ist das alte Wissen gefragt. Dabei ist Herr Samuel nicht im Gestern hängengeblieben, er bewundert die Murals auf den Feuermauern ebenso wie die Graffities am Donaukanal. Selbst ist er bis heute fast ständig auf Entdeckungsreise durch Wien, fotografiert Lost Places, alte Geschäfte, Feuermauern, Tafeln - und das mit aktueller Technik, digital, inklusive Nachbearbeitung am Computer. Die Wände seines Museums sind seine Galerie, dutzende selbst erstellte Fotobücher zeigen die Spannweite seiner Themen. Manchmal greift Herr Samuel aber dann doch wieder zum Pinsel - und malt zum Spaß, "einfach um zu sehen, ob ich's noch kann", Buchstabenbilder - die lehnen dann friedlich neben seinen ersten Werken aus der Berufsschule, die er selbstverständlich aufgehoben hat.



Schuster Schlenz

Es benötigte mehrere Anfahrten auf gut Glück, bis Herrn Schreys Rollbalken endlich mal offen war - der Schustermeister ist eigentlich längst in Pension, aber die Kundschaft möchte partout nicht auf seine Arbeit verzichten. So fährt er Montags und Freitags weiterhin von Simmering quer durch Wien, um sein uraltes, wunderbar nach Leder riechendes Geschäft aufzusperren. Schon drei Generationen haben hier gearbeitet, er hat 1970 übernommen. Ans Aufhören denkt er nicht, und so kommen an den Öffnungstagen weiterhin Kunden in dichter Folge. Die Arbeiten sind selbstverständlich professionell, bei sehr fairen Preisen, bei 2 Euro für eine Kleinreparatur runden die meisten großzügig auf. Auch wenn er seit den 1980ern keine Maßschuhe mehr näht - ein Loch im Schuh wird sofort geschlossen, während der Auftraggeber auf einem Bein stehend mit dem Meister plaudert. Er kann aber auch zornig werden: Wenn zum Beispiel ein Kunde nach paar Tagen mit einer angeblichen Reklamation eines Absatzes kommt - und Herr Schrey erkennt, das es zwar das selbe Schuhmodell wie letzte Woche ist, es aber von ihm noch gar nicht repariert wurde. Ein Blick auf die Füße des Kunden, der das notdürftig instandgesetzte Paar trägt, reichte: "dem hab ich gesagt, dass ich ihn durch die geschlossene Tür rauswatsch', wenn er mir so deppert kommt!". Dem hochgewachsenen Schuster nimmt man das sofort ab, nicht aber sein Alter: er ist 82, läuft täglich 10 Kilometer im Laaer Wald und wird hoffentlich noch lange die uralten Maschinen bedienen.

